Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 15

Artikel: Der gekreuzte Dukaten
Autor: Auerbach, Berthold
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669748

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

seinem Zwinger starrt wie in Hypnose unbeweglich über die schaulustigen Menschen hinweg zu den Lamas und Zebras hinüber... ihm sind das ferne Erinnerungen..., sollte er diese Tiere nicht schon einmal gesehen haben? Neben ihm läuft ein Leopard in gepeinigter Unruhe auf und nieder, gegenüber spielt ein junger Bär mit der Kugel, während der weiße Petz aus dem Polarmeer in diesen warmen Monaten aus dem fürchterlichsten Schwitzen nicht herauskommt und sicher lieber ein Bettvorleger wäre als ein so geplagtes Schauobjekt. Papageien, Raubvögel und Singvögel, Reptilien, ein Rhinozeros mit Baby, Büffel und Wisente sind zu schauen, und so hat der Besucher Gelegenheit, die Formenspiele der Natur im Tierreich aus eigener Betrachtung kennen zu lernen. Und Wien wäre nicht Wien, wenn nicht auch das Restaurant mit Musik vorhanden wäre, wo sich der Ermüdete — und Schönbrunn in der Fülle seiner Bilder ermüdet — ausruhen und erfrischen kann.

Schönbrunn leitet seinen Namen von einem schönen Brunnen her, der dort in einem besonderen Brunnenhaus zu sehen ist. Eine marmorne Nymphe spendet aus einer Urne das Wasser, dem besondere Heilkraft zugesprochen wird. Aber wenn der Wiener an Schönbrunn denkt, dann denkt er nicht an diesen schönen Brunnen, sondern an die schönen Promenaden, an den alten, lieben Garten mit seinen alten Bäumen, er denkt an die Noblesse der ganzen Anlage, an den Duft der großen, edlen Vergangenheit, der in und um Schönbrunn weht. Und vielleicht denkt er auch an den „alten Herrn", der in dem Schloß solange daheim war, an Franz Josef I. Heute ist das Schloß von Bürgern bewohnt — die Zeit höfischer Pracht ist in Österreich abgelaufen — auch die ältesten Dynastien schwinden und sterben aus — und die Demokratie verwaltet das Erbe.

Der Weiher.

Er liegt so still im Morgenlicht,
So friedlich wie ein fromm Gewissen;
Wenn Weste seinen Spiegel küssen,
Des Ufers Blume fühlt es nicht;
Libellen zittern über ihn,
Blaugoldne Stäbchen und Karmin,
Und auf des Sonnenbildes Glanz
Die Wasserspinne führt den Tanz;
Schwertlilienkranz am Ufer steht
Und horcht des Schilfes Schlummerliede;
Ein lindes Säuseln kommt und geht,
Als flüstr' es: Friede! Friede! Friede!

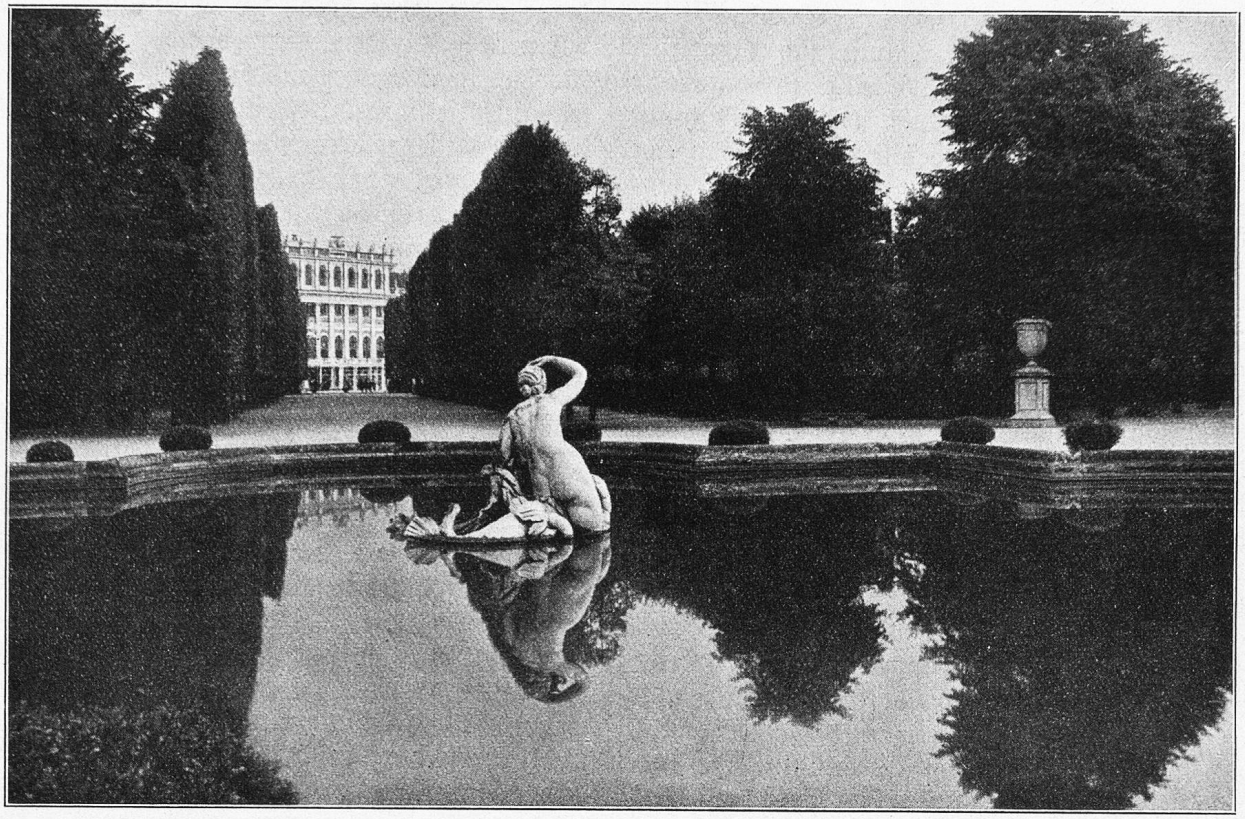
Annette von Droste.

Der gekreuzte Dukaten.

Von Berthold Auerbach.

Wenn ich nur hunderttausend Gulden hätte! Das hast du vielleicht auch schon oft gedacht oder gesagt. Ich nehme dir den Hunderttausend-Wunsch nicht übel, es ist keine schlimme Sache ums Reichsein; aber das Glück macht es doch nicht aus, davon kann ich eine besondere Geschichte erzählen.

Ein junger Mann hatte seine Hunderttausend geerbt, und er begnügte sich auch damit; er wollte bloß sein Geld verzehren, arbeiten aber wollte er nicht; das, meinte er, sei nur etwas für unbemittelte Leute. So also hatte der Herr Adolf gar kein Geschäft als Essen, Trinken, Schlafen, Spazierengehen oder -reiten, und was ihm sonst noch einfiel. Ja, das Aus- und Anziehen war ihm viel zu viel, und er hielt sich einen Kammerdiener. Wenn er des Morgens erwachte, wußte er eigentlich gar nicht, warum er aufstehen sollte; es wartete kein Geschäft und keine rechte Freude auf ihn. Darum blieb er auch fein liegen, bis ihm auch das zu beschwerlich war. Fast ging es ihm wie jenem Engländer, der aus lauter Langerweile, um sich nicht mehr aus- und anziehen zu müssen, sich das Leben nahm. Herr Adolf machte dann jeden Vormittag seinen Spazierweg, damit er den Nachmittag für sich frei und nichts mehr zu tun habe. Meist lag er auf dem Sofa, gähnte und rauchte. Dabei hatte er mitunter noch seine besonderen Gedanken. Jeder Mensch, dachte er, hat so eine Summe von Kraft mit auf die Welt bekommen, die für seine siebzig Jährlein oder auch mehr ausreichen muß. Wenn ich also einen schweren Stuhl von einem Orte an den andern hebe, ist damit ein Stück von meiner Lebenskraft aufgewendet und verbraucht — drum laß ich's hübsch bleiben. Auf solche Gedanken kann ein Nichtstuer kommen! Der



Im Park von Schönbrunn in Wien.

Herr Adolf ward aber dick und oft kränklich und mußte seinen Leib pflegen. Das war auch noch ein Geschäft.

Das Jahr durch ging dem Herrn Adolf manch schönes Stück Geld durch die Hand, und dabei hatte er die besondere Liebhaberei, daß er bei jeder Goldmünze, die er ausgab, ein kleines, zierliches Kreuz unter die Nase des geprägten Herrschers machte. Er dachte wenig dabei, denn er hatte ja Geld genug; ihn kümmerte überhaupt nicht, wie's andern Menschen ging, obgleich er manchmal aus angeborener Gutmütigkeit einem Armen etwas schenkte. Ich will nur einmal sehen, dachte er, ob nach langer Umherwanderung in der Welt mir einmal wieder so ein Goldstück unter die Hände kommen wird. Da nun der Herr Adolf gar nichts war, so nahm er sich ernstlich vor, etwas zu werden, und er ward ein Reisender. Das ist noch immer ein Titel, wenn man sonst weiter nichts ist. Er reiste nämlich von einer Stadt in die andere, von einem Lande ins andere und ließ sich's überall wohl sein, und wo er etwas zu bezahlen hatte, da gab er die mit seinem Ordenskreuze gezierten Goldstücke hin. Noch nie aber war es ihm vorgekommen, daß er eins wiedergesehen hätte. Endlich ward er des Herumreisens auf dem festen Lande müde; er verließ die alte Welt und schiffte sich nach Amerika ein. Nun war der Herr Adolf noch etwas mehr als ein Reisender, er war sogar ein Auswanderer. Diesmal aber ging's gar schlecht auf der See; fünf Tage und fünf Nächte wütete ein gewaltiger Sturm; alles, was auf dem Schiffe war, mußte mit Hand ans Werk legen, aber alles vergebens; das Schiff ging unter, und nur der Beherztheit des Schiffshauptmanns gelang es, die Mannschaft und die Reisenden in einer Schaluppe zu retten. Nach zwei Tagen fürchterlichen Umherirrens und schrecklicher Hungersnot, in welcher viele starben, wurden die Verschlagenen von einem Kauffahrteischiffe aufgenommen und in den Hafen von Boston gebracht. Arm, hilflos und verlassen irrte hier Adolf umher, und er wünschte sich oft, daß er mit den andern von den Wellen begraben worden wäre. Da sah er einen Mann eilig des Weges gehen; mit niedergeschlagenem Blicke bat er ihn um eine Gabe. Der Mann griff in die Tasche, reichte ihm ein Stück Geld und war schnell verschwunden. Als Adolf wieder seinen Blick emporhob und das Geld betrachtete, wollte er seinen Augen kaum trauen, — es war ein holländischer Dukaten, der das Ordenszeichen

von seiner eigenen Hand unverkennbar trug. Sei es nun, daß der Mann sich vergriffen hatte, oder daß er wirklich eine so namhafte Gabe schenken wollte, Adolf dachte nicht lange darüber nach, und er weinte helle Tränen auf das einzige Goldstück, das ihm von seinem ganzen Reichtum als Bettlergabe wieder zugekommen war. Mit Wehmut dachte er daran, daß er es wieder weggeben und vielleicht nie mehr sehen solle. Da begegnete ihm eine große Menge von Arbeitern, die an einer Straße arbeiteten; schnell war er entschlossen und ließ sich unter ihre Zahl einschreiben. Ein sonderbarer Gedanke tröstete ihn bei dieser ungewohnten Lebensweise. Ich brauchte eigentlich nicht zu arbeiten, sagte er sich in der ersten Zeit und fühlte dann an seine Brust, wo er den Dukaten verborgen hatte, ich habe ja Geld und könnte eine ganze Woche und länger davon leben oder etwas anderes damit anfangen; aber ich arbeite, weil mir's Vergnügen macht. Dann aber machte er sich einen Spaß daraus und sagte oft: Ich arbeite bloß zu meinem Vergnügen. Ich arbeite, damit ich etwas zu essen habe, und das Essen macht mir dann Vergnügen. Nach und nach aber erkannte er, daß nichts Entwürdigendes, ja die Ehre und der Lebenszweck allein darin liege, für den Genuß seines Daseins und für das, was man von der Welt hat, auch etwas für sie zu tun. Früher hatte er gedacht, durch das Wegrücken eines Stuhles, ja durch jede Tätigkeit seine Lebenskraft zu schwächen; jetzt erkannte er, daß, je mehr man seine Kräfte braucht, sie um so mehr wachsen und zunehmen, daß die Lebenskraft durch Tätigkeit immer neu erzeugt wird.

So war Adolf, für den die Straßen früher nur dagewesen waren, um als vergnügungssüchtiger Reisender darauf herumzurutschen, ein Bahnmacher und Straßenarbeiter für andere. Mit der Zeit aber gelangte er auch zur Stelle eines Aufsehers bei dem Straßenbau, und er freute sich in dem Gedanken, daß von seinem Dasein auf der Welt noch andere Spuren hinterblieben, als die bloßen Kreuze auf dem Gelde, das ihm durch die Hand gegangen war. Lange Zeit hatte er den Dukaten als Andenken aufbewahrt, bis er endlich einsah, daß auch dieser nicht ruhen darf in dem großen Weltverkehr, und er schenkte ihn einer Witwe, deren Mann bei dem Straßenbau verunglückt war.

Hilfsbereitschaft.

Es war in der Morgenfrühe. Mühsam schleppte ein Arbeiter seinen mit schweren Säcken und Handwerksgerät angefüllten Handkarren über das Pflaster der Straße, die hier recht steil aufwärts führte.

Aus einem Hotel nebenan traten jetzt zwei elegant gekleidete Herren, die die Nacht bis zu dieser Stunde offenbar bei festlichem Anlasse in froher Gesellschaft zugebracht hatten. Einen Augenblick blieben sie vor der Hoteltüre stehen und zündeten sich Zigaretten an. Indessen war der Arbeiter mit seinem Karren zwischen zwei Pflastersteinen festgefahren und kam weder vorwärts mehr, noch rückwärts und begann zu fluchen und zu wettern.

Da wurden die Herren auf ihn aufmerksam und schienen aufgelegt, den Fall zu bewitzeln, unterließen es jedoch, da der Arbeiter einen schier feindseligen Blick zu ihnen herüber warf.

„Die könnten mir helfen, aber sie werden sich wohl hüten, es zu tun," so sagte der Blick, aus dem Neid und Ärger blitzte.

Doch nun geschah das Unerwartete.

„Dem Manne kann geholfen werden", zitierte der eine, „gut, so helfen wir ihm," ergänzte der andere, und sogleich traten sie auf die Straße hinaus und zogen unter freundlich teilnehmenden Worten den Karren aufwärts, bis der Anstieg überwunden war und sich bessere Bahn zeigte; dann wünschten sie „gute Weiterfahrt" und gingen, etwas ernster geworden, ihres Weges.

... Was war geschehen, daß sich des Arbeiters Stimmung so gründlich geändert hatte?

Es war die so erfreuliche Erfahrung, daß sich die beiden Herren nicht für zu gut gehalten hatten, einem einfachen Arbeiter behilflich zu sein, ihm den Karren über die Straße zu ziehen und eine so alltägliche Arbeit zu verrichten ...

Durch eine schlichte, hilfreiche Handlung waren hier plötzlich Klassengegensätze überbrückt, Standesunterschiede als nebensächlich behandelt und damit dem bitteren Neid der Stachel genommen worden.

Und es ist wahr: Wir könnten und sollten viel mehr darauf ausgehen, solche kleine Brücken zwischen den verschiedenen Klassen zu schlagen.

Emil Hügli.